

„Ich bin mir nicht sicher, ob ich an Gott glauben kann.“

Spirituelle Krisen im Jugendalter

„Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind, als ich aber ein Mann tat ich ab, was kindlich war.“ (1. Kor 13.11)

Sehr häufig tun Erwachsene kirchliche Glaubensaussagen als „Kinderkram“ ab. Anderen gelingt es, ihren „Kinderglauben“ umzuformen. Entscheidend sind die Erfahrungen im Jugendalter und die Beschäftigung mit gängigen Sinnstiftungskonstruktionen bzw. religiösen Bildungsangeboten. Aus religionspädagogischer Sicht kommt bei der Begleitung eines Übergangs vor allem dem „Theologisieren mit Jugendlichen“ eine große Bedeutung zu.

Umbau-Maßnahmen

Die Pubertät hat als Krise ihre Bedeutung darin, dass alles auf den Prüfstand kommt, was in der Kindheit wichtig war. Was soll für mein künftiges Leben als Erwachsene/r gelten? Was ist wirklich wichtig für mich? Was brauche ich? Und was nicht mehr? Wem kann ich vertrauen? Wie will ich leben? Wer will ich sein?

Die Aufgabe der Identitätsfindung wird neurobiologisch vorbereitet. In der Vorpubertät wird im riesigen Ausmaß neue lernfähige Gehirnmasse bereitgestellt. Bereits bestehende neuronale Verschaltungen werden gelöst und durch die Repräsentationen neuer relevanter Erfahrungen neu kombiniert. Die Bereitstellung der zusätzlichen Verschaltungsmöglichkeiten führt dazu, dass „formale“ Denkoperationen durchgeführt werden können, zu der das Kind noch nicht fähig war. Die Jugendlichen können jetzt abstrakt und in Hypothesen denken. Sie sind zu einem „Denken zweiter Ordnung“ fähig, zu einem Denken über das Denken. Mögliche Welten kommen in den Blick und werden gewissermaßen zu eigenen Wirklichkeiten, was zur Begeisterung für Fantasy-Filme und –Romane führen kann. Die neuen neuronalen Kapazitäten machen auch die Einnahme einer anderen Perspektive möglich: „Das kann man auch anders sehen!“ Dadurch wächst allerdings auch die Fähigkeit zur Selbstkritik, die – angesichts der körperlichen „Umbau-Maßnahmen“ – leicht zu Selbstentwertung und einem destruktiven Selbstkonzept führen kann.

„Ich bin mir nicht sicher, ob ich an Gott glauben kann, weil es für alle Sachen, die früher unbegreiflich waren, sinnvolle Erklärungen gibt. Für diese Sachen erfand man damals einen Gott. Heute bin ich mir also nicht so sicher, ob es ihn gibt, weil er nicht in das heutige Leben passt.“¹

Das Denken über das Denken richtet sich auch auf die „großen Fragen über Gott und die Welt“: „Ist es okay, wenn ich so etwas denke? Bin ich normal? Bin ich die Einzige, die das alles checkt? Welchen Sinn hat mein Leben?“ Solche Fragen zeigen, dass Selbstkonzept und Gotteskonzept miteinander verbunden sind. Was meinem Leben einen Sinn (d.h. eine Rich-

¹ Äußerung eines Konfirmanden oder einer Konfirmandin auf einem unveröffentlichten Fragebogen, Religionspädagogisches Zentrum Heilsbronn 2007.

tung und Bedeutung) verleiht; „was mich unbedingt angeht“; was mir Halt und Orientierung gibt – das ist (mit Martin Luthers Definition) eigentlich mein „Gott“. Aber mit dem Umbau des eigenen Körpers und der Entwicklung eines tragfähigen Selbstkonzepts sind eben auch „Umbau-Maßnahmen“ im Gotteskonzept verbunden. Die Jugendlichen sehen das, was ihnen in den ersten 12 bis 13 Jahren ihres Lebens Halt und Orientierung war, in einem neuen Licht.

In dieser Hinsicht ist eine aktuelle Diskussion innerhalb der Kognitionspsychologie interessant. Im Blick auf „naives Wissen“ von Kindern werden drei „Kerndomänen“ unterschieden: „naive Psychologie“ (z. B. das „Wissen“ um die Bedeutung von Beziehungen), „naive Physik“ (Wissen um naturwissenschaftliche Phänomene wie z. B. die Schwerkraft) und „naive Biologie“ (mit der Fähigkeit, z. B. Totes von Lebtem zu unterscheiden). Pubertierende haben ihr Wissen in allen drei Domänen unterschiedlich stark ausgebildet. Sie haben jetzt „sinnvolle Erklärungen“ und Gewissheiten über Phänomene, die ihnen „früher unbegreiflich“ waren.

Dabei spielen jeweils auch die sozialen Hintergründe und die Begeisterung für Erkenntnisse einer bestimmten Domäne eine große Rolle: „Novizen“ etwa im Bereich der Physik werden sich schwerer tun, ihr neues Weltbild in Worte zu fassen als „Experten“, die sich schon als Kleinkind mit Experimentierbaukästen beschäftigten. Das Gleiche gilt auch für eine vierte Domäne, die vor kurzem von Seiten der Religionspädagogik in die Diskussion eingebracht wurde: die Religion.² Auch in religiösen Fragen können bereits Kinder Experten sein, wenn sie entsprechend sozialisiert sind. Allgemein gilt: „Wenn kognitive Entwicklung in Wissensdomänen vonstatten geht, dann heißt das, dass man neben dem Alter der Schüler/innen immer auch in Rechnung stellen muss, was jeder Einzelne von der behandelten Sache bereits weiß.“³

Naturwissenschaft vs. Glaubensaussagen

Die beiden bundesweiten Studien zur Konfirmandenarbeit (2007/2008 bzw. 2012-2015)⁴ unterstreichen die Bedeutung von religiösem Wissen für die Ausprägung eines tragfähigen Gotteskonzepts. So steigt die Zustimmung zu christlichen Glaubensüberzeugungen (mit den Items: „Die Welt ist von Gott erschaffen.“ „Es gibt ein Leben nach dem Tod.“ „Gott liebt alle Menschen und kümmert sich um uns.“ „Jesus ist auferstanden.“ „In schwierigen Situationen hilft mir mein Glaube an Gott.“ „Ich glaube an Gott.“) sowohl abhängig vom religiösen Hintergrund des Elternhauses als auch von der kirchlichen Sozialisation. Allerdings sinken auch bei den Jugendlichen, die zwei Jahre nach ihrem Konfirmationsfest noch einmal befragt werden konnten (lediglich rund ein Fünftel der während der Konfirmandenzeit Befragten), die Zustimmungswerte z. T. sehr stark ab. Das Sample dieser Befragung lässt sich knapp so darstellen: überdurchschnittlich viele Mädchen, Gymnast*innen, Jugendliche aus einem religiösen Elternhaus mit deutlichem Bildungshintergrund bzw. mit engerem Kontakt zur Kirche

² G. Büttner/V.-J. Dieterich, Entwicklungspsychologie in der Religionspädagogik, Göttingen 2013, 25–36.

³ Ebd., 36.

⁴ W. Ilg u.a., Konfirmandenarbeit in Deutschland. Empirische Einblicke, Herausforderungen, Perspektiven, Gütersloh 2009. F. Schweitzer u.a., Konfirmandenarbeit im Wandel – Neue Herausforderungen und Chancen. Perspektiven aus der zweiten bundesweiten Studie, Gütersloh 2015. F. Schweitzer u.a., Jugendliche nach der Konfirmation. Glaube, Kirche und eigenes Engagement – eine Längsschnittstudie, Gütersloh 2016.

und Kinder von Eltern, die signifikant stärker ehrenamtlich aktiv waren.⁵

*„Den Grundsatz des christlichen Glaubens finde ich ziemlich gut, Friede Freundlichkeit und Nächstenliebe, ich finde es auch nicht schlimm, wenn jemand glaubt, aber ich kann das nun mal einfach nicht verstehen, für mich ist das so als würde mir ein erwachsener Mensch erzählen, er glaubt an den Weihnachtsmann (...)“ (w)*⁶

*„Doch in der heutigen Zeit lässt sich zum Beispiel die Entstehung der Welt durch die Evolution begründen und viele fragwürdige Phänomene durch logische wissenschaftliche Fakten belegen.“ (w)*⁷

Besonders mit der Vereinbarkeit von Naturwissenschaft und Glaubensaussagen haben Jugendliche zunehmend Probleme. Bereits während ihrer Konfirmandenzeit stimmt deutlich weniger als die Hälfte der Pubertierenden der Aussage zu „Die Welt ist von Gott erschaffen.“⁸ Zwei Jahre später sinkt dieser Wert noch einmal um mindestens 9% ab – auch bei den Jugendlichen, die stärker religiös sozialisiert sind als der Durchschnitt. Erklären lässt sich das mit der ungleichzeitigen Entwicklung der Wissensdomänen Physik und Religion: Die theologische Sprachfähigkeit kann mit der naturwissenschaftlichen Kompetenz nicht Schritt halten.

Dies unterstreichen auch Äußerungen von Konfirmand*innen bei einer qualitativen Befragung, die seit zehn Jahren von Religionspädagog*innen und Vikar*innen in Bayern in deren Konfi-Gruppen durchgeführt wird und als Grundlage für eine Ausbildungswoche „Konfirmandenarbeit“ gedacht ist. Neben Fragen zur Lebenswelt (Freizeit, Schule, Eltern etc.) sollen auch solche zur Religiosität/Spiritualität beantwortet werden. Als eine Art persönliche „theologische Summe“ sollen die Jugendlichen einen von drei Satzanfängen ankreuzen und fortführen: „Ich glaube an Gott, weil ...“ / „Ich glaube nicht an Gott, weil ...“ / „Ich bin mir nicht sicher, ob ich an Gott glauben kann, weil ...“.

Auf gut einem Drittel der rund 800 ausgewerteten Fragebögen aus dem Jahr 2007 war die Formulierung „Ich bin mir nicht sicher ...“ markiert. Der größte Teil dieser Jugendlichen (gut 40%) war sich schlicht unsicher, ob Gott überhaupt „existiert“. Schließlich gebe es „keine Beweise“, man habe „ihn noch nie gesehen“ und habe deshalb das Gefühl, „dass er nicht da ist“. Weitere 12% verwiesen auf wissenschaftliche Erkenntnisse, die einen Gottesglauben für sie schwierig machten.

Die Überwindung solcher Unsicherheiten ist wohl eine Frage des „religiösen Stils“ (Heinz Streib): Ob und wann eine Person die „reife“ Form eines „dialogischen religiösen Stils“ erreicht, hängt nicht nur vom Alter, sondern sehr stark auch von der religiösen Sozialisation ab. Nach Büttner/Dieterich ist dieser religiöse Stil folgendermaßen gekennzeichnet: „Fremdes und Differenz werden nicht als Bedrohung, vielmehr als Bereicherung des Eigenen wahrgenommen und mit diesem in einem komplementären Verständnis vermittelt (zweite ‚Naivität‘).“⁸

Komplementäre Denkstrukturen können – im Sinne einer domänenspezifischen Entwicklungspsychologie – durch Angebote zum Perspektivenwechsel und zur Öffnung des Wirk-

⁵ F. Schweitzer (2016), 318-322.

⁶ Ebd., 45.

⁷ Ebd., 51.

⁸ Büttner/Dieterich, 83.

lichkeitsverständnisses (u. a. durch Wahrnehmungübungen, „innere Schnappschüsse“ zu mehr oder weniger komplexen Begriffen oder durch Aufgaben zur Betitelung abstrakter Kunstwerke) wachgehalten und weiterentwickelt werden. Sie sind Vorübungen zum „Theologisieren“.

Mit Jugendlichen theologisieren

„Ich glaube an Gott. Keine Frage, aber ich fühle mich im Stich gelassen von ihm. Ich habe wichtige Fragen. Zum Beispiel warum meine kleine Schwester so schwer krank ist, aber weder in der Kirche noch während der Konfirmation habe ich zufriedenstellende Antworten bekommen.“ (w)⁹

Am Ende ihrer Konfirmandenzeit stimmt ein Drittel aller deutschen Konfirmand*innen der Aussage zu: „Auf die Fragen, die mich wirklich bewegen, hat die Kirche keine Antwort.“ Ihr Anteil steigt nach der Konfirmation weiter an. Kreuzvergleiche zeigen, dass diese Überzeugung in einer engen negativen Korrelation zur Aussage „Gott hat die Welt erschaffen“ steht. Außerdem konstatieren kurz vor ihrem Konfirmationsfest nur 39% aller Jugendlichen, dass in der Konfi-Zeit auch ihre Glaubensfragen zur Sprache kamen. Das sind erstaunlich wenige. Was Jugendliche mit „wichtigen Bindungspersonen“ wahrscheinlich besprechen möchten, zeigen die zitierten Äußerungen.

Auf dem Weg zu einem „komplementären“ Glauben sind solche Fragen Stolper- und – im besten Falle – Prüfsteine: Was kann ich von „der Kirche“ erwarten? Gleichzeitig wird es kaum möglich sein, solche Fragen im Sinne von *FAQ* zu behandeln. Letztlich ist jede „große Frage“ auf die eine oder andere Weise persönlich konnotiert. Hinter jeder Frage stehen in der Regel spezifische Erfahrungen, auf jeden Fall aber individuelle Konstruktionen und Prozesse der „Äquilibration“ von „Akkommodationen“ bzw. „Assimilationen“ der eigenen Wahrnehmungen und Denk-Schemata (J. Piaget).

Der noch relativ neue Ansatz des „Theologisierens mit Jugendlichen“ ist eine sehr gute Möglichkeit, junge Menschen bei der Ausbildung eines „viablen“ (tragfähigen) Gotteskonzeptes zu begleiten. Der Ausgangspunkt entsprechender Bildungsangebote ist die Überzeugung, dass alle Menschen eine individuelle „Theologie“, ein individuelles Gotteskonzept haben. Diese theologischen Konstruktionen müssen selbstverständlich nicht unbedingt christlich und auch nicht unbedingt hilfreich sein. Es handelt sich um neuronale Netzwerke im Stirnhirn, die durch die jeweiligen Erfahrungen der Jugendlichen entstanden sind. Und sie entfalten ihre Wirkung, wenn die Jugendlichen in entsprechende Situationen kommen – so oder so: als Blockade, als Verunsicherung oder als hilfreiche Möglichkeit.

„Theologisieren mit Jugendlichen“ bedeutet, Situationen zu inszenieren, in denen sich die Heranwachsenden mit Äußerungen der Religion – von Bau- und Kunstwerken über Zeiten und Ritualen bis zu „heiligen Texten“ – beschäftigen sollen. Geeignete Lernsituationen können z. B. darin bestehen, dass die Teilnehmenden religiöse Kunstwerke betrachten. Indem sie gebeten werden zu beschreiben, was sie sehen und wie sie es verstehen, geben sie auch über ihre momentane Theologie Auskunft. Oder die Jugendlichen beschäftigen sich mit Aussagen anderer Jugendlichen, etwa zur Frage: „Was passiert deiner Meinung nach, wenn man gestor-

⁹ Schweitzer (2016), 52.

ben ist?“ Oder zur Frage: „Was möchtest Du Gott gerne einmal fragen?“

Freilich besteht beim Theologisieren die Gefahr, dass die Methodenwahl sehr kognitiv und leitungszentriert ausfällt. Aber zum einen sind durchaus auch kreative Methoden (wie Standbilder, Gemälde oder Skulpturen) für die Anbahnung theologischer Gespräche denkbar. Zum anderen gehört eben auch ein sehr großer Teil der religiösen Sprach- und Kommunikationsfähigkeit in den Bereich der kognitiven Entwicklung. Weiterführend (im wahrsten Sinne des Wortes) sind deshalb vor allem echte Rückfragen wie: „Wie stellst du dir das vor? Wie meinst du das?“

Ebenso wichtig ist die Offenheit gegenüber *allen* Antworten, und seien sie aus Sicht der Leitung noch so abwegig. Jugendliche müssen erleben, dass ihr Glaube nicht von der Zustimmung zu religiösen Äußerungen abhängt, die sie nicht verstehen. „Lernbegleiter“ benötigen deshalb eine hohe Ambiguitätstoleranz: Sie sollten sich bewusst sein, dass ihre eigenen Glaubensüberzeugungen – wie jede Form der „Kommunikation des Evangeliums“ – nichts anderes sind als kontextabhängige Konstruktionen.

Dies kann dazu führen, dass auch erwachsene und fachlich ausgebildete Theologen beim Theologisieren noch dazulernen können. So kombinierte ein Konfirmand verbalisierend die Glaubensaussage „Ich glaube an Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn“ mit der Überzeugung, dass Jesus ein Eingeborener gewesen sein müsse. Der Pfarrer war verblüfft, weil er daran noch nicht gedacht hatte. Ja, so hätte er das noch gar nicht gesehen. Aber freilich: Jesus war einer „aus dem Volk“. Was könnte diese Aussage denn noch bedeuten? Schweigen. Gefühlt eine Minute lang. Dann hielt es ein anderer anscheinend nicht mehr aus: „Was weiß denn ich? Vielleicht soll das heißen, dass der Jesus in den Gott hineingeboren wurde.“ Und spontan antwortete darauf wieder der erste: „Nein, umgekehrt! Der Gott ist in den Jesus hineingeboren worden!“ Da war der Pfarrer noch verblüffter und bedankte sich für diese Äußerung. Er hätte im Studium gelernt, dass damit die Einzigartigkeit Jesu als Gottes Sohn ausgedrückt werden sollte. Aber mit der Erklärung des Konfirmanden könne er viel mehr anfangen: Gott ist in Jesus Christus und wirkt sich durch ihn aus. Seit mehr als zwanzig Jahren schwingt diese Überzeugung mit, wenn er im Gottesdienst das Apostolische Glaubensbekenntnis spricht.

Herbert Kolb

Referent für Konfirmationsarbeit

RPZ Heilsbronn

kolb.rpz-heilsbronn@elkb.de

